

# Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

Das war kein Schreck, der Reizner packte, das war eine Wahnung. Er wollte reden, aber die Stimme versagte ihm, und so machte er nur seltsame Bewegungen mit dem Munde. Und die Beine zitterten ihm, er war so entsetzlich müde.

Wo war doch ein Stuhl? Da . . . Er packte ihn und wäre beinahe über ihn gefallen. Endlich saß er. Er fühlte den Schweiß, der ihm aus allen Poren des Körpers brach. So, das war also die Stunde, da dieser ferne Gläubiger kam, um mit ihm zu reden! . . .

Es ist ein böser Tag, dachte Reizner matt, er will mich fressen. Er sperrt den Rachen auf und will mich verschlingen. Gibt es eine Rettung? Nein. Was kann ich noch tun? Was zu tun, bleibt mir noch übrig?

„Hermann Reizner, wer hilfst dir?“ fragte laut und kalt die andere Stimme.

Niemand, dachte Reizner, wenn ich mir nicht selbst helfe, — und das tue ich, ja, das tue ich jetzt!

Laut aber fragte er: „Was wollen Sie von mir?“

„Ich will einem Begräbnis zuschauen,“ antwortete Behrens, „Ihrem Begräbnis, Hermann Reizner, denn ich bin eigens hierher gekommen, um Sie zu bestatten!“

„Sie kommen zu früh,“ sagte Reizner, „ich bin noch nicht tot.“

„Aber sie liegen im Sterben.“

Reizner lachte, und sein Lachen war schattenhaft und krank. „Man hat schon manchen totgesagt, und —“

— er ist dennoch gestorben! . . . Wer soll Ihnen helfen?“

Reizner schwieg.

„Ich könnte Ihnen helfen, ich allein. Aber ich tue es nicht. Daß ich es nicht tue, das ist meine Rache. Sie sind arm, bettelarm. Von alledem, was Sie umgibt, wird in einigen Tagen nichts mehr Ihnen gehören. Was wollen Sie tun? Kommiss werden? Ihre Gefängnisstrafe wird Ihnen sehr hinderlich sein. Wollen Sie Lebensversicherungen abschließen oder Vertreter von Wein- und Zigarrenhäusern werden? Sie sind schon recht alt, alt und verbraucht. Viel Geld erwartet Sie. Und nicht nur Sie. Auch Ihr Kind, auch Ihre Frau. Haben Sie nicht auch deren Vermögen gestohlen, wie das so vieler anderer? Welche Namen soll ich Ihnen nennen? Es gibt so viele. Alle verurteilen Sie. Alle sind bereit, sich an Ihnen zu rächen. Erinnern Sie sich noch eines Mannes namens Gutzeit? Er hat sich erhängt. Und seine Frau ist schwindsüchtig geworden, während seine Kinder irgendwo dem Laster zutreiben. Sehen Sie nachts nicht die Gesichter dieser Leute? Und können Sie noch schlafen? Werden Sie überhaupt je wieder ruhig schlafen können?“

Reizner hörte die Anklage und schwieg.

Ja, es war die Wahrheit. Und doch war es wieder nicht die Wahrheit. Alles war verkehrt, verdreht. War er der Angreifer gewesen? Nein, Nein! Ihn hatte man angegriffen, ins Gefängnis geworfen, weil er irrsinnig gewesen war, und ihn hatte man, als er aus dem Gefängnis kam, verachtet. Nur daß er diese Verachtung nicht erst abgewartet, sondern sich sogleich im Vorhinein gegen sie zur Wehr gesetzt hatte. Durfte er sich etwa nicht wehren? Es war sein Recht, sich zu wehren! Und er tat es, tat es, bis zur letzten Minute!

„Schweigen Sie,“ brüllte er, „alles ist falsch!“

„Beweisen Sie das,“ sagte Behrens ruhig.

„Ich werde es beweisen, — Ihnen, allen! Sie glauben, daß ich tot bin! Ich werde lebendig werden, lebendiger als je! Schon morgen! . . . Ich verachte Sie!“

„Ich verlache Sie!“ höhnte Behrens. „Morgen werden Sie am Boden liegen und winseln. Ich habe Zeit.“

„Gehen Sie!“ schrie Reizner ihn an.

„Ja, ich gehe. Und Sie werden mich betteln, zurückzubommen . . . Denn ich habe Sie in der Hand.“

Reizner sprang in die Höhe, um sich auf ihn zu stürzen. Doch seine Hände griffen ins Leere, Behrens war fort. Die Tür knackte leise hinter ihm ins Schloß.

Reizner wartete eine Weile, lauschte und verriegelte sodann sein Zimmer.

Er ging zum Schreibtisch und machte Licht. Die plötzliche Helle tat ihm weh, und er griff sich an die Augen. Tue ich es? fragte er sich mechanisch.

Es bedurfte keines weiteren Kampfes, es gab für ihn nur die Möglichkeit, es zu tun. Er hatte längst gewählt. Jetzt galt es nur noch, die Sache gut zu machen.

Er stöberte in alten Dokumenten herum, bis er eines mit der Unterschrift der Frau von Marisch fand. Er betrachtete es genau. Es war nicht schwer, die Sache war zu machen. Und es blieb ihm wirklich keine Wahl.

Er verbrachte zwei volle Stunden damit. Er versuchte so lange, bis er sicher zu sein glaubte. Dann setzte er an. Es ging. Es war geschehen.

Er hielt die Unterschrift eine Armlänge von sich ab und prüfte sie. Sie war gut. Ein Verdacht konnte nicht aufkommen. Und wenn, — für ihn gab es jetzt kein Zurück mehr!

Ob ich zu Lucie hinübergehe, dachte er, oder zu Lu?

Nein, er konnte es nicht.

Er war so entsetzlich müde. Wie gebrochen war er.

Er streckte sich aus und schloß die Augen.

Er schlief.

### 24. Kapitel.

Reizner schloß die Unterredung, die er mit dem Chef-Ingenieur gehabt hatte, indem er aufstand und sagte: „Die Sache ist also hoffnungslos?“

„Ganz,“ antwortete der Ingenieur trocken und nickte.

„Ich begreife nicht, daß Sie sich nicht schon früher ein sachgemäßes Urteil über das Terrain verschafft haben.“

„Das ist geschehen,“ sagte Reizner apathisch, „es lagen Gutachten vor.“

„Welche?“

„Ausländische. Die Gesellschaft war von Ausländern gegründet.“

Der Ingenieur piffte durch die Zähne. „Aber, aber,“ sagte er. Und er sah Reizner scharf an: „Sie haben doch alles sehr, sehr billig erworben?“

Reizner lächelte bitter. „Oh ja, aber trotzdem . . .“

„Gott,“ meinte der Ingenieur, „wenn alles sehr, sehr billig war, dann . . . Ich meine: ganz verloren ist Ihr Geld dann noch nicht . . . Als Baugrund kommen die Terrains natürlich nicht in Frage, das ist ausgeschlossen, völlig . . . Das heißt: es müßten in diesem Falle Unsummen in sie hineingesteckt werden, Millionen, und dazu liegt, solange andere, billigere Gründe vorhanden sind, natürlich keine Veranlassung vor, — ja, es wäre das geradezu ein Wahnsinn, eine Berrücktheit . . . Aber — —“

„— aber einen bescheidenen Nutzen wirft das Terrain immerhin ab, wenn man es versucht, es, das jahrelang brach gelegen ist, zu bepflanzen . . . Nach Jahren würde es schon etwas bringen.“

„Nach Jahren, . . . etwas . . .“ murmelte Reizner.

„Aber als Baugrund —: ein glatter Betrug!“

„Ich werde sehen,“ sagte Reizner, indem er mit halb abgewendetem Gesicht dem Ingenieur die Hand reichte, „jedenfalls danke ich Ihnen . . .“

Die Unterredung hatte in dem Bureau des Ingenieurs stattgefunden. Reizner trat auf die Straße, und die Häuser, die Wagen, die Menschen tanzten vor seinen Augen. Er mußte sich während der ersten Schritte die Häuser entlang tasten, um nicht umzufallen. Immerhin, dachte er, erschöpft, ich kann einmal zu ihm hinfahren. Und er stieg in eine Droschke und fuhr bei Mannheimer vor.

Mannheimer war gar nicht erstaunt. Er gab sich so liebenswürdig wie immer, den kaum merkwürdigen Spott um seine Lippen gestattete er sich eigentlich nur als einen höchst überflüssigen Luxus.

Reizner sprach tonlos und matt, nichts von Mut war in ihm, nicht einmal etwas von Erbitterung und Enttäuschung. Er berichtete mit wenigen Worten, was sich herausgestellt hatte.

Mannheimer hörte ihm stumm zu und suchte nur ungeduldig mit den Schultern. „Das war dumm. Dumm von Ihnen.“ Sonst sagte er nichts.

„Sie haben mich betrogen, Mannheimer,“ sagte Reizner ohne jede Schärfe.

Mannheimer lächelte mitleidig. „Verzeihen Sie, mein Lieber, so etwas höre ich nicht gern . . . Betrogen! Unsinn! Man betrügt nur, wenn man faßbar ist . . . Haben Sie früher vielleicht betrogen, wenn Sie eine Sache abstießen, die oberfaul war?“

„Sie sind faßbar, Mannheimer,“ entgegnete Reizner fast fliehend.

Mannheimer schüttelte energisch den Kopf. „Dann hätte ich die Sache nicht gemacht. Und außerdem — —“ Er erweiterte den Luxus, den er sich gestattete, und wurde höhnerisch. „— und außerdem, dachte ich, müßten Sie selbst aufpassen, daß man Sie nicht faßt . . . Nicht?“

„Was meinen Sie —?“

Mannheimer sah ihn durchdringend an und hatte doch unter einem seine perfid-liebenswürdige Miene. „Ich meine, — die Unterschrift . . . Das heißt: ich will nichts gesagt haben!“

Reizner wurde übel. Er schluckte und schluckte und suchte nach einem Wort, das ihn retten könnte, nur für einige Minuten retten . . . Er fand keins, nichts ein einziges. Er sah erbärmlich aus. Und schwieg.

Es gab eine Pause, die Reizner endlos schien.

Mannheimer glitt sachlich über sie hinweg, mit einer Diskretion, die kälteste Grausamkeit war. Er hob dozierend den Zeigefinger. „Also, man darf nicht faßbar sein, — dann betrügt man auch nicht, — selbst dann nicht, wenn man . . . fälschte! . . . hm. Haben wir uns noch etwas zu sagen?“

Da umschwärmte Reizner ein Gedanke: warum war dieser Scharke so ruhig, wenn er doch wußte, daß jene Unterschrift gefälscht war?

Er hustete und würgte und stotterte dann: „Die Bürgerschaftserklärung — ist doch — noch — bei . . . Ihnen?“

„Nein,“ sagte Mannheimer kurz.

„Nicht —?“

„Nein,“ wiederholte Mannheimer.

„Wo — ist sie?“ fragte Reizner angstvoll, denn es schien ihm plöblich, als wäre die Staatsanwaltschaft schon hinter ihm her und als müsse er, wenn er jetzt auf die Straße hinaussträte, sofort verhaftet werden.

Mannheimer strich vorsichtig die Asche von seiner Zigarre. „Ein Mann interessierte sich für die Bürgerschaftserklärung,“ sagte er, „noch ehe sie geschrieben war, ja . . . Er hat sie mir abgekauft, für den vollen Betrag . . . Ein sehr nobler Mann, — alle Achtung!“ Und Mannheimer blickte behaglich den Rauch seiner Zigarre von sich.

„Ein Mann? Wer?“

„Ein Mann namens — Behrens.“

Reizner wollte einen Freudenschrei ausstoßen. Er zog indessen nur sein Taschentuch und betupfte damit seine Stirn. Sein Mund war schief verzogen. „Es ist gut,“ sagte er leise, „ich danke Ihnen . . .“

„Es war mir ein Vergnügen,“ sagte Mannheimer jovial, „beehren Sie mich wieder!“

Reizner schlich die Straße entlang und empfand es als eine Wohltat, daß er nicht imstande war, zu denken.

Er ging schnell vorwärts und betrachtete die Menschen. Sie waren ganz anders, ihm ganz neu. Soviel Heiligkeit war an ihnen, die auf ihn zurückfiel, — oder war es umgekehrt, war die Heiligkeit in ihm? Gleichviel, sie war da. Sie fiel sogar auf einen Menschen wie Mannheimer. Wie dumm dieser Mann doch war, da er so grenzenlos hamsterte und sich eines Tages doch hinlegen mußte, um zu sterben. Auch Frau von Marisch bestrahlte die Heiligkeit, eine Frau, der er viel Unrecht angetan hatte. Und den armen Gutzeit und dessen Frau, — ach, warum hatte er sie doch damals verschmäht! Und auch an Lautenbach in Hamburg dachte er, — ach, wie übel hatte er dem Unermüdlichen mitgespielt!

Aber aus dem Herzen aller dieser Leute nahm er den bitteren Stachel, wenn er sich jetzt freiwillig dessen begab, wessen sie ihn neideten: alles Reichthums, aller äußerer Zeichen der Macht, seiner Frau, seines Kindes, — wenn er lautlos und ohne zu klagen in einer Vertiefung verschwand, die ihn nicht mehr hergeben würde, wenn er vergesen ward, von niemanden vermisst oder betrauert.

Wer auch sollte ihn vermissen, betrauern? Die Menschen? Er hatte sie mit bewußter Grausamkeit als Mittel für seine Zwecke benützt. Seine Frau? Er hatte sie betrogen. Sein Kind? Es kannte ihn kaum.

Ja, es war seine Pflicht, zu verschwinden. Er war das sich schuldig und vor allem den anderen. Und er war es auch Behrens schuldig, der nun mit den Geßen des Rächers einherging, wie auch er es einst getan hatte.

Reizner lachte lautlos in sich hinein. Er kannte das, er hatte es erfahren. Hatte dieser Mann erst seine Rache, dann hatte die Rache bald ihn. Sie umstrickte ihn, und er verwickelte sich in ihren Maschen immer mehr, bis er schließlich gefesselt war und stöhnte. Oh, er sollte alles haben, worauf er ein Recht zu haben glaubte! Ihn, Reizner, nahm er nur eine Last ab. Er sollte sie tragen . . .

Reizner wurde lebhafter, sein Lebensgeist entsachte sich langsam zu einer dünnen Flamme. Er ging mit schnellen, hastigen Schritten.

Und dann: es war auch nicht seine Sache, sich in ein verborgenes Dorf zu verkriechen, denn das war eine Flucht. Er durfte nicht fliehen, durfte sich nicht entziehen. Hier mußte er bleiben, nur hier war sein Platz. Es würde ihm gelingen, so viel zu verdienen, daß er leben konnte. Je elender er lebte, eine um so größere Genugthuung würde er empfinden. Als Versicherungsagent, ja. Treppauf, treppab, in einem Anzug von schäbiger Eleganz, immer sich duckend, immer lächelnd, nie widersprechend, die ewigen Abweisungen und Demüthigungen wie ein Schicksal hinnehmend, das ihm gebührte. Den Nacken beugen, die Hände küssen, die ihm schlugen. Geduldig sein, maßlos geduldig. Und dann denken: Du leidest, ein anderer hat dich leiden gemacht, aber du mußt nicht auf, denn es ist deine Strafe. Du zahlst ab. Alle die Fälle: Lautenbach, Gutzeit, Marisch, Lucie Blammer, Behrens. Und eines Tages bist du fertig. Bist niemandem mehr etwas schuldig. Und legst dich hin und machst die Augen zu, während die

andern weiter leben und erkennen müssen, daß sie aus Gläubigern Schuldner geworden sind! —

Reisner kam heim, glühend von einer Erregung, die ihm so rein schien wie die flackernde Flamme eines Kerzenlichts, das man in ein Totenzimmer stellt. Er rief sofort Prokop und sah ihn eine Weile stumm an.

„Sie befehlen?“ fragte Prokop eilig.

„Prokop, ich habe dir, — ich habe Ihnen nichts mehr zu befehlen. Sie müssen mich verlassen. Ich bin ruiniert. Ich bin arm, viel ärmer als Sie.“

Prokop warf den Kopf hoch. „Ich bin nicht arm,“ sagte er hochmütig.

„Aber Sie sind auch nicht reich, — und ich gedachte, Sie für immer bei mir zu behalten und Sie einmal gut zu entlohnen und unabhängig zu machen.“

„Das wäre überflüssig gewesen,“ sagte Prokop, „denn ich habe für mich selbst gesorgt.“

„Wie?“

Prokop machte eine wegwerfende Handbewegung. „Glauben Sie, daß ich es nicht gesehen habe, wie Sie sich ruinieren? Mir könnte es recht sein. Wenn ich auch immer schwieg, so habe ich doch viel gehört. Ich gehe zufrieden von hier fort. Mein Leben ist gesichert.“

Reisner winkte milde mit der Hand. „Gut, ich gönne es Ihnen. Und denken Sie nicht allzu schlecht von mir.“

„Ich werde gar nicht über Sie nachdenken, ich wüßte nicht, weshalb ich das tun sollte. Ich werde leben und für den Rest meiner Tage Herr sein. . . . Leben Sie so gut, als Sie es können, — mir ist es gleich! Adieu!“

Reisner öffnete ein Fenster. Ein warmer Augustabend wehte ihm entgegen. Die Straße hinauf und hinab eilten vereinzelte Fußgänger, zwischendurch auch Kinder, vornehm angezogen, sauber und gesund, mit Bonnen, die sie behüteten. Eine heitere Sicherheit lag auf allen ihren Gesichtern, und es gab nichts, was diese trüben konnte, denn man war in dieser Gegend sehr reich.

Reisner schloß das Fenster wieder und zog alle Vorhänge zu. In diesem Halbdunkel saß er dann und brütete vor sich hin.

Nein, es war ausgemacht: sein Kind sollte es gut haben und auch seine Frau sollte es gut haben!

Ein Gefühl der Freude durchströmte ihn. Er hätte nicht geglaubt, daß es so leicht war, sich selbst zu vergessen und nur an andere zu denken. Und er seufzte lang auf.

Dann machte er Licht und setzte sich an den Schreibtisch. Noch viel war in Ordnung zu bringen. Vor allem wollte er an Behrens schreiben, der seine Adresse auf dem Schreibtisch zurückgelassen hatte. Und dann wollte er mit Duce reden. Es war ja alles so einfach. . . .

(Fortsetzung folgt.)

### König Sonne.

Märchen von A. Clara.

Am des Weltherrschers Thron waren alle Geister versammelt, die ihm dienten. Sie drängten sich zu beiden Seiten dicht aneinander und ließen die Mitte frei. Hier stand einer allein — hoch und schlank — der schönste und lichteste von allen. Aber sein Antlitz war bleich und gesenkt. Mit schroffer Bewegung wandte sich der Weltherrscher ihm zu: „Du hast schwer gesündigt, — knie nieder! — In meiner Gegenwart steht keine Missetat aufrecht da!“ Der Jüngling hob langsam den Kopf; so stolz und edel war diese Gebärde, daß sich seine Gestalt aufrichtete durch sie, als müßten alle anderen ihm zu Füßen fallen: „Sühnen will ich, Herr,“ antwortete er, „aber nicht knien!“ Und er suchte den Blick des Herrschers und zwang ihn tief in den seinen. Es lag eine Macht darin, eine Hoheit und ein Glanz, daß ihm keiner widerstanden hätte; und der Weltherrscher liebte diese Augen, denn er hatte nichts Bedeutenderes in seinem großen Reich. — „Gut,“ sprach er, „komm her — du sollst sühnen!“ Und in das Weltall hinauswendend, wo im fernsten Dunkel die Weltkörper ihre Bahn liefen, fuhr er fort: „Siehst du die Finsternis? — Die sollst du erleuchten durch die Kraft deiner Seele! Nun sieh zu wie du es fertig bringst — und erst wenn Licht ist — dort hinten — dann will ich dir verzeihen!“

Der Jüngling neigte sich tief. Schweigend trat er aus der Nähe des Weltherrschers, und den Kreis der Geister verlassend, die ihm trauernd nachschauten, wanderte er in die Einsamkeit, die ihm gezeigt worden war. Dort baute er sich einen Thron und nannte sich König Sonne. Das, was er leisten sollte, schenken ihm nicht allzuschwer; denn er wußte, daß seine Seele stark und reich war. Und er öffnete sie, — immer weiter, immer tiefer, bis in die geheimsten Winkel und mußte selber über die Wunderkräfte staunen, die in ihr waren. Er hob sie alle heraus — alle. Dann trat er auf

seinen Thron, breitete die Arme aus und ließ den ganzen Reichthum seiner Seele in die Dunkelheit hinabfallen. Das war wie ein goldener Sprühregen anzusehen, — so, als rieselten lauter Stern durch die Nacht. Aber sie wurde nicht hell davon; sie und da blieb wohl ein leuchtender Punkt in ihr hängen, aber er war so unscheinbar, daß ihn König Sonne kaum erschauen konnte. Alles andere versank lautlos und ohne eine Spur zu hinterlassen in der Tiefe. Entsetzt starrte der junge König in den schwarzen Salsüml, der ihn plötzlich wie ein furchterlicher Feind vorkam, und schauernd ahnte er die Riesengewalt, die er brechen sollte, und an der sein esches, frohes Gemüth wie ein Nichts abgeglitten war. Da sank das stolze Bewußtsein seines Wertes in sich zusammen und seine Seele litt zum erstenmal den bitteren Schmerz der Demüthigung.

Doch sein Mut war nicht gebrochen. Immer und immer wieder versuchte er es, gegen die Finsternis anzukämpfen, oft und oft trug er ein heiliges Feuer in den Händen — und mußte immer wieder sehen, daß es auslöschte, kaum daß er es in die Dunkelheit versenkte. Es faßte ihn ein würgendes Weh um seines Unvermögens willen und ein heißes Mitleid mit allen Wesen, die in der Dunkelheit litten. Sein waches Empfinden fühlte die brennende Sehnsucht, die nach ihm tastete, — den tiefen Jammer der zu ihm schrie: „Hilf — ach hilf uns zum Licht!“ Und er konnte nicht helfen. — Wie ein gefällter Baum säug er auf den Stufen seines Thrones hin und saß. Er biß sich die Lippen blutig und bohrte sich die Nägel ins Fleisch, so hart ballte er die Hände in ohnmächtigen Born.

Da kam es plötzlich wie ein kühler Hauch zu ihm, und eine weiche Hand legte sich auf seine Schulter. Aufschauend gewahrte er ein Weib neben sich — ein Mädchen. Das sah mit klaren Augen in sein Gesicht: „Ach, wie bist du schön!“ Er betrachtete sie erstaunt: „Du bist sicher ebenso schön,“ meinte er, und sein schmerzstarrtes Antlitz leuchtete in ein Lächeln wie in einen wunderbaren Glanz. „Wie heißt du — und wo kommst du her?“ „Von der Erde,“ antwortete das Mädchen, „aber ich habe keinen Namen, denn ich bin eine Seele und muß die Liebe suchen, bis ich sie finde, weil ich auf Erden ohne Liebe war.“ — König Sonne's Herz kam zu ihm leises, wohliges Schlagen. „Wilst du nicht eine Zeitlang bei mir bleiben, Seele?“ und seine Augen leuchteten mit unwiderstehlicher Bitte in ihr Gesicht. Da ererbete sie bis über die Achseln Strahl und den zarten Hals, und heimliches Wünschen und Hoffen zwangen ihr die Antwort ab: „Gern bleibe ich, wenn du es möchtest!“ „Seele“ — sagte König Sonne leise — „komm, Seele!“ Und er legte den Arm um sie; da fühlte er unter den feinen Schleieren ihren schlanken Körper und er konnte nicht anders — er küßte sie.

So lebte er nun mit der Seele zusammen, die so hold und licht war, daß all sein Leid versank, wenn er sie anschaute. Ein ganz neues jauchzendes Leben sprühte und begeherte in seiner Brust, eine starke, unendlich liebevolle Freude füllte ihn aus, daß er zuletzt alles — alles vergaß und nichts wollte und erfasste, als einzig die Seele, die um ihn war. Das sah der Weltherrscher und er sandte einen Boten zur Seele und ließ ihr sagen: „Du hast gesündigt, was dir fehlte — nun kehre heim. Denn ihm, den du liebst, gereicht deine Liebe zum Verderben. Er ist verdammt und kann sich selber nur erlösen, wenn ihn nichts anderes hält.“ Da erschrak die Seele. „Aber er liebt mich doch!“ — „Wilst du, daß er zugrunde geht, daß er sich selbst verachten muß deshalb?“ Die Seele drückte beide Hände auf ihr armes Herz, das seinen Reichthum hergeben mußte, und verbarg die aufsteigenden Tränen in einem Lächeln: „Nein, nein, das will ich nicht!“ Mit ihren leichten, weichen Schritten trat sie zu König Sonne und schlangte sich an ihn: „Liebster — ich muß nun fortgehen von dir!“ Er dachte, es sei ein Scherz, und antwortete lächelnd: „Liebste — ich lasse dich nicht!“ Da senkte sie traurig das Köpfchen: „Du darfst dich nicht verzetteln, du sollst doch die Dunkelheit bestegen.“ Sein Antlitz erblähte so sich, daß sie leise aufschrie. Da riß er sie an sich und wühlte seinen Kopf an ihre Brust und kammerte seine Arme um sie, daß sie zu sterben meinte: „Seele — Seele, ich kann ja nicht — ich bin zu schwach!“ Sie sah, wie er litt, und sie wollte ihm so gerne helfen. Mit ihren weichen kühlen Händen hob sie sein Haupt empor. „Liebster — hast du mich lieb?“ Er erschrak die Frage mit einem einzigen, heftigen Auf. „Siehst du,“ fuhr sie fort, „vielleicht ist dein Herz, das jetzt für mich brennt, hell genug, um das Licht dort hinzutragen.“ Er sah sie an. „Und du, Seele — und du?“ „Ich?“ sie lächelte, „ich habe übergenug von dir bekommen und finde sicher heim.“ Er atmete schwer in harten Kampf und hielt sein Herz zögernd in den Händen. „Soll ich die Welt mit dir erlösen?“ fragte er. „Ach ja,“ wachte das Herz träumerisch — so als hätte es kaum hingehört — „ach ja!“ „Dann muß ich die Liebe opfern,“ sprach er hart. „Nein!“ Das Herz bäumte sich auf im Schreden und tat einen wilden Schlag, daß es aus seinen Händen fiel und in die Dunkelheit hinabglitt wie ein breites Straußenbandel. Er wandte sich um — die Seele war fort. Er suchte sie, bis seine kranke Brust keinen Atem mehr in sich hatte — bis ihm Hände und Knie zitterten, — er fand sie nicht. Mit einer letzten Hoffnung sah er in die Dunkelheit, ob das Opfer nicht umsonst war, ob sie vielleicht ein wenig lichter ward — sie glühte schwächer denn je. Da schrie der junge König auf und seine Stimme war wie ein einziger, feinstärkter Schlag, der Farnen sprächen mag. Dann reckte er sich und hob den

Kopf, als wollte er nie wieder auf die Erde sehen, und setzte sich auf seinen Thron. Mit der ganzen gesammelten Kraft, deren er fähig war, versenkte er sich in sich selbst. „Jetzt muß ich es zwingen,“ dachte er, „ich muß — ich muß!“

Und sein heißer, verzweifelter Wille fand einen letzten, furchtbaren Weg und konnte doch die ganze Furchtbarkeit nicht ermeßen; sonst wäre er vielleicht zurückschreckt. „Ich muß selber brennen,“ sprach König Sonne vor sich hin, „das muß das Rechte sein! Und wenn ich sterbe“ — er jauchzte fast — „dann sterbe ich an meinem Sieg!“

Es kam nach seinem Willen. Seine herrliche, stolze Seele wurde zum Flammenmeer, immer heller, immer leuchtender strahlte sie aus ihm heraus — schon färbte sich der Saum des Himmels um König Sonnes Thron rot von ihrem Licht. — Da war es plötzlich ganz dunkel um ihn. Ein namenloses Entsetzen faßte ihn, er tastete an seine Augen, er griff um sich und stand plötzlich, als wäre sein Geist gelähmt, — und plötzlich wieder wie im Wirbel von tausend furchtbaren Gedanken, die nur einen Ausdruck hatten — „blind — bin ich denn blind?“

Da brauste es von fern heran wie Meeresrauschen, wie lauter Glocken- und Jubelstimmen, da stieg eine jauchzende Welle der Seligkeit unzähliger Herzen zu ihm empor und küßte seine Hände und seinen Mantelsaum: „Es ist da — es ist da!“ „Was ist da?“ Zwischen den Jähren stieß König Sonne die Frage heraus. Und ein einziger, von jubelnder Erdschütterung besetzter Schrei antwortete ihm: „Das Licht!“ Er fuhr mit der Hand an den Hals, als drückte ihm eine Faust die Kehle zu, er wankte — „das Licht!“ Er lagte auf, halb wahrnimmig vor Verzweiflung, „das Licht!“ rief er — „das Licht!“ — die Stimme brach ihm — „und ich — bin blind!“ Mit unsicherer, hastender Bewegung griff er um sich, aus seinen erschrockenen Augen strömten die Tränen im Weinen, das ohne Schlüssen war. „Nicht einmal eine Waffe — nicht ein erbärmliches Messer kann ich finden, das mir helfen würde — nicht mehr blind zu sein!“ Jedes Wort kirschte zwischen seinen Jähren wie ein verzweifelter Schuß. Blödsüchtig reißt es ihn hoch: „Wer — wer gibt euch denn das Licht?“ Und wie ein Donnerschlag kam die Antwort: „Du, König Sonne, du leuchtest ja so warm, so herrlich!“ — O Sonne! — Sonne! — Und der Name stieß durch den erhellten Himmelsraum wie eine Woge, die bis in die fernste Ferne verrinnt: „Sonne — Sonne!“ — „Ich —“ König Sonne stand ganz still „ich —“ Und mitten in den unseligen Jammer seiner Seele fiel die Erkenntnis hart und klar: So muß es also sein — so muß man brennen, daß man selbst nicht mehr sieht, um anderen das Licht zu geben. Er streich sich über die Stirn und stülzte den Kopf müde in die Hand. Von unten kam wieder die jubelnde Freude bis zu seinem Thron und preß ihn und erhob ihn zur Gottheit des Segens. Er lauschte. — Da setzte sein Herz mit hartem Schlag ein und bäumte sich vor Schmerzen — blind — blind — und seine Jugend zerterte an der eisernen Fessel — ich bin so stark — ich bin so schön — ich will leben — leben will ich und sehen — ach sehen! „König Sonne —!“ Wie ein Hauch kam der Name an sein Ohr von einer Stimme, die er unter tausenden erkannt hätte. „Seele — Seele —!“ Er küßte ihre weichen Arme um seinen Hals und ihr Gesicht — ihr süßes Gesicht an seinem — da vergaß er für eines Augenblicks Länge all sein Leid und es wurde ganz weit und still in ihm. Und in diese Stille hinein tönte ihre Stimme weich und klingend.

Der Welt Herrscher schickte mich zu dir, er hat dir verziehen und du sollst heimkehren. Ich muß dich nur auf die Augen schließen, dann stiehst du wieder klar, und wir beide können uns ewig aneinander freuen.“ „Seele — du süße Seele!“ Sein zermarterter Sinn verlor sich in den heiligen Frieden dieses Namens wie in lauter Duft und Wohlthat und wurde stark und gesund davon. „Was wird denn man aus denen, die sich jetzt an meinem Lichte freuen?“ — Sie werden die Freude mit in ihre Dämmerheit hineinnehmen,“ antwortete die Seele still.

„So geht das Licht mit mir von ihnen!“ — Und die Dämmerheit und die Sehnsucht und das Leid bleiben ihnen!“ König Sonne senkte das Haupt ganz tief, und plötzlich vernahm er wieder den jauchzenden Klang — Sonne — Sonne! „Nein, nein, ich will sie nicht verlassen,“ sagte er hastig und laut. Im nächsten Augenblick sank er stöhnend auf seinen Thron: „Ich bin so jung, Seele — ich möchte so gern glücklich sein — und die andern, Seele, — Seele, Schau hinunter, sind sie auch jung und schön — ist auch die Liebe bei ihnen — wollen — sie auch — glücklich sein?“ Da sagte die Seele seine Hand: „Ja, sie sind jung und schön — sie lieben sich mit einer starken, fruchttragenden Liebe — nicht so wie wir — und ihr Glück ist eben aufgeblüht — durch dich!“ König Sonne drückte die Seele an sich und küßte sie und sie hielt ganz still. Dann schob er sie von sich: „Geh — Seele — ich kann nicht fort, ich muß bleiben. Bist du mir? — O sage, daß du mir verzeihst, wenn ich dich verlasse! — Hast du keine Antwort für mich — Seele?“ Da legte es sich wie tröstende Hände um sein Herz, wie der Hauch eines Kusses auf seine Lippen und auf seine Stirn. — „Ich liebe dich — König Sonne — ich liebe dich!“

Er richtete sich auf, überstark und herrlicher denn je zuvor, und seine Stimme durchdrang den Raum und kam an den Thron des Welt Herrschers: „Herr, habe ich nun gesühnt?“ „Ja, mehr als das — tausendmal mehr!“ „Verzeihst du mir?“ „Ich habe dich stets

in meiner Liebe getragen!“ „Dann, Herr, laß mich König Sonne bleiben!“ — „Ja!“ —

Der König, der Gewaltige des Lichts, sitzt auf seinem Thron, und alles Leben — alle Blumen — alle Wärme und alle Schönheit, blühen aus seinen toten Augen. Er sitzt unwandelbar in seiner Majestät, und alles Gegeben wandert in seinem Bannkreis und sehnt sich in seine Nähe, bis es dereinst in seinem Glanze untergeht.

### Büchertisch.

Die Schaubühne, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 6 ihres vierzehnten Jahrgangs: Grundsätze oder Ziele? von Germanicus; Das Wörterbuch, von Curtius; Ernst Gro? zu Reventlow, von Johannes Fischart; Vorschlag, von Gregers Werle; Die Hermannsschlacht, von S. J.; Der neue Wobner, von Alfred Polgar; In einem unbekanntem Winkel, von Fritz West-Mallerczerow; Weltstreit? von Sorarius; Antworten.

### Siebzener Hausfrauen-Verein.

#### Kochanweisungen.

Wer einen kleinen Vorrat Bohnen hat, dem sei folgendes Rezept empfohlen:

**Bohnenorte.** 160 Gramm weiße Bohnen weicht man über Nacht ein, kocht sie dann weich und schüttet die Brühe ab, die man als Suppe verwenden kann. Dann treibt man die Bohnen erkaltet (am besten am folgenden Tag) durch die Hackmaschine. 160 Gramm Butter werden mit 2 Eigelb schaumig gerührt, mit 8 geriebenen Mandeln oder Nüssen, etwas abgeriebener Zitronenschale oder Vanille,  $\frac{1}{4}$  Päckchen Backpulver, den Bohnen vermischt, das zu Schnee geschlagene Eiweiß darunter gegeben und  $\frac{1}{4}$  Stunden gebacken.

**Kölnner-Schnitzel.** Weizbrot wird weich gelocht, am besten in der Kochliste, auf ein Sieb gegeben, damit alle Flüssigkeit abläuft, und dann durch die Maschine getrieben. Der Menge des Möbels entsprechend röstet man einige Büffel Mehl in der Pfanne trocken gelb (darf nicht anbrennen) rührt alles mit etwas Salz zu einer festen blaugrünen Masse, formt Schnitzel und bäckt sie in Fett. Es können auch geriebene mehligte Kartoffeln anstatt Mehl genommen werden.

**Richtige Behandlung von Dörrgemüse und Dörrobst.** Vorbedingung für eine richtige Zubereitung der Gemüse ist das Einweichen an Tage vor ihrer Verwendung. Wie wir ja aus eigener Erfahrung wissen, ist das Trocknen der Gemüse nichts anderes, als ein Entziehen des Wassers. Dieses Wasser muß dem Gemüse vor dem Kochen wieder zugesetzt werden, und zwar soll die Aufkangungsdauer eine möglichst lange sein. Je härter das Wasser ist, desto schwerer kann es in die Gemüse eindringen; deshalb soll man dem Wasser, um es weich zu machen, immer etwas Natron zusetzen. Vor dem Einweichen ist das Gemüse selbstverständlich gut zu waschen, damit man es mit dem gleichen Wasser aufsetzen kann. Zweckmäßig ist es, Trockengemüse in der Kochliste zu kochen, da die in ihr erzielte stete Einwirkung des Siedes auf die durch das Trocknen sehr verhärteten Zellulosefäden lösend wirkt. Die lange Dünneinwirkung befördert auch eine besonders intige Bindung des Gemüses mit dem zugesetzten Fett. Setzt man dem Trockengemüse etwas Fleisch, am besten in zerkleinertem Zustande, zu, so gibt man ihm den uns angenehmen und gewohnten Fleischgeschmack und erzielt so die Täuschung eines ausgiebigeren Fleischgemüses.

Für die Zubereitung des getrockneten Obstes gilt das gleiche. Die jeweils erforderlichen Gemüsemengen sind der Art entsprechend verschieden. Man muß z. B. von Spinat viel mehr verwenden, als von Karotten, die auf ein kleineres Maß eingetrocknet sind. Das Gefäß, in dem das Trockengemüse aufgeweicht wird, muß immer unverhältnismäßig groß sein, da man dem Gemüse Platz lassen muß, sich richtig aufzuwollen.

Diese Regeln müssen bei der Vorbereitung von Dörrgemüse und -obst befolgt werden, sollen gute Speisen entstehen.

### Ergänzungsrätsel.

Fi—er, G—tz, —nd, Pa—r, Do—, Ku—, W—o.

Statt der Striche sind jedesmal drei passende Buchstaben einzusetzen, so daß bekannte Hauptwörter entstehen. Die einzelnen Buchstabengruppen müssen im Zusammenhang einen Sinnprag ergeben.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Wortspielrätsels in voriger Nummer:

- a. Parle, Hund, Anker, Kahn, Meile, Beste, Panne, Wein, Wange, Palm.
- b. Parle, Hund, Acker, Kahn, Meile, Wette, Henne, Weil, Wange, Delm, Backsteine.